

5. Der historische Ursprung des humoristischen Romans

Die metapsychologische Rekonstruktion des literarischen Humors, wie ich sie vorgeschlagen habe, ist an den ursprünglichen Ausprägungen entwickelt worden, die das Modell bis ins Detail prägen. Es bietet deswegen zunächst nur eine Interpretationsschablone für den humoristischen Roman, verstanden als eine Literaturgattung, welche ihrem historischen Auftreten und ihrem Formprinzip nach einmalig ist. Zwar haben die Überlegungen zur psychogenetischen Herkunft Ausblicke eröffnet auf Entwicklungsfaktoren, die zu humoristischer Wahrnehmung disponieren, doch in Sozialisationsgeschichte führende Fragestellungen möchte ich nicht weiter verfolgen.

Schon für den literarischen Bereich allein bleibt eine Reihe von Aufgaben. Ausgehend von der Feststellung, dass dem humoristischen Roman die Aufhebung einer aktualisierten Diskrepanz im Selbstwertgefühl gelingt, indem er sie szenisch konkretisiert und ambivalenter Exposition aussetzt, müssten zusätzliche Interpretationen klären, ob diese Funktionsbestimmung gleichermaßen gültig ist für Texte, welche die analysierte Gestalt nicht oder nur partiell aufweisen, oder ob eine Erweiterung der Definition erforderlich wird. Ex negativo ließe sich dagegen die Funktionsbestimmung erhärten, wenn man den Gründen nachginge, warum zahlreiche humoristisch gemeinte Romane ihre spezifische Wirkung verfehlen. Ferner wären Differenzierungen anzuschließen, etwa bezüglich nationaler Charakteristika, Besonderheiten einzelner Autoren und so fort.

Doch auch solche Themen möchte ich nicht behandeln, sondern mich nun auf die Frage nach dem historischen Ursprung des literarischen Humors konzentrieren, die sicherlich theoretische Priorität hat. Da ich im Folgenden versuche, literarischen Humor als symptomatische Antwort auf eine konflikthafte Konstellation bürgerlicher Subjektivität zu begreifen, muss zuvor in einem Exkurs dargelegt werden, wie das psychoanalytische Konfliktmodell aussieht

beziehungsweise die symptomatische Lösung unbewusster Konflikte aufzufassen ist.

5.1 Exkurs: Zu Freuds historisch-kritischer Methode

Wenn wir die tiefenhermeneutische Verstehensleistung zum integralen Bestand einer historisch-kritischen Literaturwissenschaft zählen wollen, dann ist generell zu klären, welches Geschichtsverständnis der Psychoanalyse aufgrund ihrer systematischen Einstellung eignet und welche theoretischen und methodischen Implikationen sich daraus ergeben. Das kann hier lediglich in der vorläufigen Form von Lektüre-Notizen geschehen.

5.1.1

An Freuds Geschichtsverständnis wird meistens ein Schwanken zwischen Fortschritts- und Zyklustheorie hervorgehoben.¹ Dass sich hinter dieser scheinbaren Unentschiedenheit eine bedenkenswerte Geschichtskonzeption verbirgt, ist erst durch die Konfrontation des Freud'schen Ansatzes mit der *Phänomenologie des Geistes* entdeckt worden. Besonders Paul Ricoeur hat mit Hegel die komplementäre Verschränkung von Archäologie und Teleologie herausgearbeitet.² In wissenschaftstheoretischer Hinsicht jedenfalls stellt tiefenhermeneutisches Operieren mittels eines entwicklungslogischen Fortschrittsbegriffs keinen Widerspruch dar zur Rekonstruktion historischer Ereignisse als Wiederkehr des Immergleichen, sondern macht dialektische Geschichtsschreibung aus.

Die menschliche Zeit erscheint demnach in zwei qualitativen Formen. Die analytische Aufmerksamkeit zentriert sich auf den Aspekt des Unbewältigten; sie betrachtet historische Abläufe als enzyklische Folgen nach Art des Mythos, zirkulär wie natürliche Kreisläufe. Das antithetische Korrelat in der Zeit heißt Geschichte, die mit sich selbst verständigt ist, Fortschritt im Bewusstsein einiger Freiheit. In Freuds Werk bezeichnet der Widerstreit von Mythos und Historie einen Grundgedanken, den häufige Redewendungen widerspiegeln,

1 Etwa Riesman (1950), S. 47ff. oder Weimann (1971), S. 402ff.

2 Ricoeur (1965), S. 470ff. Vgl. auch Meyerhoff (1962) und vor allem Rieff (1951). Nebenbei bemerkt, zeigt die Mythologie von Blumenberg (1979) eine – ihm selbst offenbar verhasste – Nähe zum Konzept Freuds, von dem er sich hauptsächlich durch die Einengung der Betrachtung auf Geistesgeschichte unterscheidet.

welche durchaus nicht metaphorisch gelesen werden müssen. Die naturwissenschaftliche Terminologie ist durchsetzt von Erläuterungen wie der folgenden:

Die letzte Gestalt dieser mit den Eltern beginnenden Reihe ist die dunkle Macht des Schicksals, [...] aber alle, die die Leitung des Weltgeschehens der Vorsehung, Gott oder Gott und der Natur übertragen, erwecken den Verdacht, dass sie diese äußersten und fernsten Gewalten immer noch wie ein Elternpaar – mythologisch – empfinden und sich mit ihnen durch libidinöse Bindungen verknüpft glauben.³

Nicht zuletzt deshalb werden die Kernkomplexe frühkindlicher Entwicklung nach den Mythen von Narziss und Ödipus benannt, während die als Motor der Entwicklung gewürdigte Lebensnot den alten Namen Anankē erhält.

Darüber hinaus hat Freud die ›talking cure‹ gegenüber medizinischer Praxis zu einem Verfahren erklärt, das auf historisch-kritischem Wege den mythischen Bann auflöst, dem Patienten unterliegen. Es ist bekanntlich ein dämonischer Wiederholungszwang, der Neurotiker nötigt, »das Verdrängte als gegenwärtiges Erlebnis zu *wiederholen*, anstatt es [...] als ein Stück der Vergangenheit zu *erinnern*.«⁴ Sie haben unannehmbar Kindheitserlebnisse mit einfachen Mitteln vorübergehend abweisen können, jedoch im Festhalten an der früher bewährten Bewältigung erreichen sie nur eine andauernde Virulenz ihrer infantilen Ängste sowie das automatische Wiederholen bestimmter Verhaltensweisen. Die Kindheit des Einzelnen ist allemal Prähistorie seines erwachsenen Lebens, weil sie wiederkehrende Muster vorprägt, aber sie gewinnt die Tragweite mythischer Präfiguration, falls ihre Erlebnissniederschläge gewaltsam vom Bewusstsein abgesperrt werden. Verdrängungen verursachen die nachhaltige Wirksamkeit der vorgeschichtlichen Dispositionen. Aufgrund dessen vermitteln stark neurotische Individuen den Eindruck, »als wären sie an ein bestimmtes Stück ihrer Vergangenheit *fixiert*, verständen nicht davon freizukommen, und seien deshalb der Gegenwart und der Zukunft entfremdet.«⁵ Therapeutische Analysen unternehmen es, aus einem fixierten Schicksal zu emanzipieren. Der beeinträchtigte Patient hatte ja schon für sich das Herausbrechen von Bedeutungsanteilen aus dem eigenen Leben aufheben wollen durch ersatzweise sinngebende Mythen. Ihre Aufklärung leistet

3 Freud XIII 381

4 Freud XIII 16

5 Freud XI 282; vgl. VIII 12

Psychoanalyse, indem sie die mythenbildende Phantasie nicht rationalistisch überspringt, sondern sich am Leitfaden ihrer Produktionen bis zu deren affektiver Legitimität durcharbeitet. Sie benutzt dabei die Wiederholungstendenz des Patienten, mit der er den Analytiker zum imaginären Objekt seiner unbewussten Erwartungen macht. Diese werden durch die Übertragung sowohl reaktualisiert als auch exemplarisch abgehandelt, wobei Deutungen die agierten Szenen an ihre ursprüngliche Präfiguration erinnern.

Alle Rückführungen aktueller Situationen auf vergangene Muster geschehen jedoch nicht in der Absicht einer Geschichtsrekonstruktion; sie dienen vielmehr der Historisierung des geschichtslos Virulenten: Die Technik, das unbestritten Gültige auf seine Herkunft aus der persönlichen Vorgeschichte zu reduzieren, depotenziert seine Macht. Eine Anbindung gegenwärtiger Verhältnisse an regressive Konstellationen ist hinreichend aufgelöst, wenn das betroffene Subjekt über jene Einstellungen als zurückgebliebene bewusst verfügt.⁶ Es hat dann ein mythisches Getriebensein eingetauscht gegen die Freiheit, sich aufgrund von Einsichten entscheiden zu können.⁷

Für eine psychoanalytisch instrumentierte Hermeneutik steht die Universalgeschichte, gleich dem Einzelschicksal, in der Spannung von Mythos und Historie. Dementsprechend versuchen Freuds Studien zur Religionsentwicklung, eine unbewusste Fixierung an eine archaische Konstellation als Ursache der Verhinderung geschichtlichen Wandels aufzufinden sowie nachzuweisen, dass für die unterbliebene Geschichte eine obskurante Tradition eintritt, welche dem mythischen Ursprung genauso verhaftet ist wie die Neurose eines Erwachsenen dem jeweiligen kindlichen Trauma. Den Zusammenhang von allgemeiner und individueller Geschichte hat Freud keineswegs als bloße Analogie, sondern als reale Vermittlung gedacht. Seine Überlegungen zur »archaischen Erbschaft«⁸ zeigen das Bemühen, Kontinuität im Zeitverlauf wissenschaftlich zu erfassen. Die an Lamarck orientierte biologistische Annahme, besondere geschichtliche Erlebnisse würden sich ins genetische Substrat einzeichnen, ist in ihrer starken Formulierung unhaltbar, aber den Grundgedanken von der unbewussten Tradierung kollektiver Erfahrungen bestätigt die Sozialisationstheorie weitgehend.

Freuds kulturgeschichtliche Schriften (die ich inhaltlich hier nicht näher ausführe) beruhen unverkennbar auf diesem Axiom. Noch den globalen Aus-

6 Freud XVI 54ff. und VIII 374

7 Freud XIII 280 (Anm. zu 279) und V 24f.

8 Freud XVI 204ff.

gang der Menschen aus ihrer Unmündigkeit hat sich Freud nach dem Modus der analytisch angeleiteten Reflexion vorgestellt, ja er evoziert geradezu das Bild des therapeutischen Gesprächs mit der Metapher von der leisen Stimme der Vernunft, welche sich gegen die unzählig oft wiederholten Affektwiderstände am Ende doch Gehör verschafft.⁹ Die Intention, wirklichkeitsverzerrende Illusionen durch vernünftige Bedürfnisinterpretationen zu ersetzen, hat das psychoanalytische Verfahren mit ideologiekritischem Erkenntnisinteresse gemeinsam. Eignet es sich schon nicht zur Beschreibung gesamtgesellschaftlicher Emanzipation, so ist seine implizite Erwartung einer prozesshaften Integration von mythischer Vorgeschichte und reflektierter Geschichte trotzdem ein unverzichtbares Moment jeder befreienden Bewusstseinskritik.

5.1.2

Wer heute Freud liest, wird andauernd beobachten, dass Zeitreferenzen hinter der naturwissenschaftlichen Fassade unglaublich dicht vorkommen, ja sogar dem metapsychologischen Rahmen selbst einbeschrieben sind. So kann etwa Charakterbildung als anschauliches Beispiel dafür dienen, wie sich die Geschichte der erlebten Objektbeziehungen als beständige mentale Formation niederschlägt.¹⁰ Die komplizierten Vorgänge, welche das Über-Ich aus dem je besonderen Verlauf der narzisstischen und ödipalen Beziehungen entwickeln, müssen nicht detailliert erklärt werden, denn ganz offensichtlich enthalten die Überlegungen zur Ausdifferenzierung der psychischen Struktur im Ansatz ein historisch-kritisches Interpretationsschema, das sich bis hin zur Definition der Instanzen und ihres Konflikts verfolgen lässt.

Das Konzept einer arretierten Geschichte ist in die Metapsychologie eingegangen als Theorem von der »Zeitlosigkeit« des Unbewussten¹¹. Obwohl eigentlich nicht außerhalb der Zeit, bleiben unbewusste Präferenzen von allen situativen Veränderungen unberührt; unter neuen Umständen führen sie die Existenz ungleichzeitiger Archaismen, welche jede Gelegenheit zur Wiederherstellung alter Konstellationen benutzen.¹²

Wunschregungen, die das Es nie überschritten haben, aber auch Eindrücke, die durch Verdrängung ins Es versenkt worden sind, sind virtuell unsterblich,

9 Freud XIV 377

10 Freud XIII 257

11 Freud X 286

12 Freud VIII 413

verhalten sich nach Dezennien, als ob sie neu vorgefallen wären. Als Vergangenheit erkannt, entwertet und ihrer Energiebesetzung beraubt können sie erst werden, wenn sie durch die analytische Arbeit bewusst geworden sind [...].

Ich habe immer wieder den Eindruck, dass wir aus dieser über jedem Zweifel feststehenden Tatsache der Unveränderlichkeit des Verdrängten durch die Zeit viel zu wenig für unsere Theorie gemacht haben.¹³

Auch beim Über-Ich betont Freud die wichtige Rolle des Zeitfaktors. Dadurch dass die Über-Ich-Einrichtung »dem Elterneinfluss einen dauernden Ausdrück schafft, verewigt sie die Existenz der Momente, denen sie ihren Ursprung verdankt.«¹⁴

Tatsächlich bezeichnet gelungene Transformation der kindlichen Vorgeschichte zur regulativen Instanz nur den Idealfall der Über-Ich-Bildung. Selbst dort, wo normalerweise das Über-Ich »genügend unpersönlich« geworden ist, verbleiben doch »Resterscheinungen« aus den Identifizierungen, welche der Einzelne als sein inneres Schicksal anerkennen muss.¹⁵ Die Primärsozialisation deponiert konventionelle Werte und Normen, was das Über-Ich zum »Träger der Tradition« macht.¹⁶ Diese Inhalte sind ebenfalls hochgradig geschichtsresistent, weil sie sich diskursiver Thematisierung widersetzen. Das Ich hat als Vermittlungsinstanz die hauptsächliche Aufgabe, Imperative einer ständig präsenten Vergangenheit, wie sie Es und Über-Ich artikulieren, aktuellen Umständen anzupassen.¹⁷ Es soll den Anforderungen beider Instanzen situationsangemessen gerecht werden, indem es zwischen Anspruch und Handlung »die Denktätigkeit einschaltet, die nach Orientierung in der Gegenwart und Verwertung früherer Erfahrungen durch Probehandlungen den Erfolg der beabsichtigten Unternehmungen zu erraten sucht.«¹⁸ Freud vermutet darüber hinaus, dass unsere abstrakte Zeitvorstellung von der sekundärprozesshaften Arbeitsweise des Ichs abstammt und seiner Selbstwahrnehmung entspricht.¹⁹

13 Freud XV 80f.

14 Freud XIII 263

15 Freud XIV 254 und XVI 73

16 Freud XV 73

17 Freud XVII 68 und 137f.

18 Freud XVII 129

19 Freud XIII 28

Das Kräftespiel der Instanzen integriert Freud in ein Modell, das unterschiedliche neurotische Erscheinungen »als Ausgänge von Prozessen, welche im Grunde identisch sind,« erfasst.

Überall sind der schon bei der Traumbildung aufgedeckte *psychische Konflikt* im Spiele, die *Verdrängung* gewisser Triebregungen, die von anderen Seelenkräften ins Unbewusste zurückgewiesen werden, die *Reaktionsbildungen* der verdrängenden Kräfte und die *Ersatzbildungen* der verdrängten, aber ihrer Energie nicht völlig beraubten Triebe.²⁰

Da dieses Konfliktmodell nicht nur therapeutische Gültigkeit hat, sondern – trotz gebotener Abwandlungen – analytischen Kulturinterpretationen überhaupt zugrunde liegt, wird es hier in wesentlichen Punkten zusammengefasst.

Angefangen bei ihrer Profilierung aus sensomotorischen Abläufen zu Trieben, sind Bedürfnisse einer gesellschaftlichen Formierung ausgesetzt. Selbst nach Herausbildung ihrer Struktur werden sie durch eine immer neu frustrierende Realität zu weiteren Modifikationen gezwungen. Eine dauernd sich wandelnde Umwelt verlangt vom Individuum, gewohnte Weisen seiner Befriedigung zu entbehren oder sie gegen neue auszutauschen. Zu solcher Anpassung ist es für gewöhnlich befähigt. Die Möglichkeiten reifer Adaptationen verringern sich allerdings, je mehr ihm die Vorgeschichte seiner Identität verschlossen ist. Anstatt seine Bedürfnisse weitgehend rational zu beurteilen, wird es sie mit ungeeigneten Mitteln abzuwehren suchen.

Meist verzichtet es auf effektive Veränderung, erfüllt sich seine Wünsche lieber im Imaginären, wo sie von äußeren Sanktionen kaum erreicht werden, denn das Phantasieglück gewährleistet »Unabhängigkeit der Lustgewinnung von der Zustimmung der Realität.«²¹ Soll der Rückzug aus dem praktischen Leben nicht zur Vorbereitung von Handeln dienen, bringt eine derartige Introversion regressive Risiken mit sich. Die Imagination bezieht ja den größten Anteil ihrer Vorstellungen aus dem Gedächtnis; insbesondere aber ist die Art, wie sie ihr Material ordnet, durch früheste Erfahrungen vorgezeichnet, welche jeder noch vor allem Bewusstsein seiner selbst als Interaktionsmuster eingeübt hat. Gleich Deckerinnerungen vertreten dann die Phantasien eine Zeit, die wegen ihres ungehemmten Glücks und traumatischen Unglücks zur

20 Freud VIII 401

21 Freud XI 387

Vergessenheit verurteilt wurde. Ein Verweilen im Imaginären reaktiviert unweigerlich Reminiszenzen jener »prähistorischen Lebensperiode«.²²

An der frühen Kindheit interessiert psychoanalytisch deren Geschichte der Objektbeziehungen, die sich als grundlegende Charakterzüge und primäre Bedürfnisse niederschlagen. Rekurrente Erfahrungen eines gelungenen Wechselspiels zwischen momentaner Bedarfslage des Kindes und gesellschaftlich vermittelter Gratifikation prägen Befriedigungserlebnisse, die mit großer Gleichförmigkeit wiederholt werden wollen. An den »sehr frühzeitig erfolgten, sehr schwer lösbaren Verknüpfungen von Trieben mit Eindrücken und den in ihnen gegebenen Objekten« kann, wie Freud sagt, die Libido kleben bleiben.²³ Sie fixiert sich also auf Triebziele, welche sie doch bald aufgeben muss. Die ersten Enttäuschungen, die mit der notwendigen Abänderung von bereits eingeübten Interaktionsformen einhergehen, registriert das Kleinkind als Schutzlosigkeit gegenüber den eigenen Erregungen. Angesichts solcher Ohnmacht wird es von Angst überflutet. Bei allen gravierenden Modifikationen der Bedürfnisse, sogar schon bei jeder erheblichen Bedürfnisspannung befürchtet es ein Auftreten der traumatisch erlebten Hilflosigkeit.

Falls ein beharrlich verfolgter Beziehungsmodus unbewusst zur Identitätsbedrohung wird, dann entsteht darum ein pathogener Konflikt, den das erst langsam erstarkende Ich mit wenig ausgebildeten Kräften schlichtet: Es versperrt der Fixierung den Zugang zum Bewusstsein, womit sie natürlich niemals erledigt ist. Jetzt bedarf es nicht nur anhaltender Gegenbesetzung gegen das Verdrängte, auch dieses selbst gewinnt, der Ich-Kontrolle entzogen, die Lizenz primärprozesshafter Mobilität, bildet unbeeinflussbar Abkömmlinge, vergesellschaftet sich mit abgelegensten Vorstellungen. Die uralten Wünsche blühen im Schatten der begrifflosen Phantasie.

Zieht sich, unter späteren Krisen, das Subjekt aufs Imaginäre zurück, erhalten jene ursprünglichen Bedürfnisse erhöhte psychische Bedeutung und Virulenz. Ihre Realisierung ist ihm jedoch innerlich versagt. Es reicht nicht mehr an die »ewig unbezwungenen Kindheitswünsche«²⁴ heran. Um die Phantasievorstellungen geht nun der Abwehrkampf erneut los. »Ein solcher pathogener Konflikt kommt nur dann zustande, wenn sich die Libido auf Wege und Ziele werfen will, die vom Ich längst überwunden und geächtet

22 Freud I 497

23 Freud X 246 und XI 361

24 Freud XIII 390

sind, die es also auch für alle Zukunft verboten hat [...].²⁵ Wie soll eine Reaktivierung verpönter Befriedigungsweisen, eine Wertsteigerung tabuierter Triebobjekte verkraftbar sein für jemanden, dem seine besondere Geschichte bloß mythisch präsent ist? Die ungeschmälerte Attraktivität des scheinbar Vergangenen sowie dessen einstige Gefährlichkeit lassen das Ich seine tatsächliche Schwäche erleben. Es bricht in Angst aus. Hat es einigermaßen gelernt, mit der Angst umzugehen, ohne dem erfahrenen namenlosen Entsetzen anheimzufallen, so dient sie ihm als Warnsignal vor der drohenden Nähe des Verdrängten. Da dieses aber nicht bewusstseinstüchtig ist, unterliegt es der automatischen Regulierung durch das Lustprinzip. Das Ich antizipiert die Befriedigung des versagten Wunsches und vergegenwärtigt sich ansatzweise die damit verbundenen Gefahren, wodurch auch Derivate des ursprünglich Abgewehrten ins Unbewusste verbannt werden.

Die nacharbeitende Abwehr trifft also Vorstellungen, die nur indirekt mit jenen Triebvorgängen der Kindheit zu tun haben, jedoch aufgrund der Kontiguität, welche das reaktivierte Verdrängte ausnutzt, dem gleichen Schicksal wie die infantilen Bedürfnisse verfallen. In der eigentlichen Verdrängung wird den Repräsentanzen der Zugang zum Begriff versperrt, das entfremdete Bewusstsein artikuliert sie lediglich in Chiffren. Mit solcher Entfernung aus öffentlicher Kommunikation und Praxis ist alles andere als die Beherrschung der Begierden gelungen; was verhindert werden sollte, tritt nun gerade ein. Vom rationalen Bewusstsein abgespalten, damit aber auch seinem Einfluss entzogen, regrediert die Libido zu den Fixierungen. »Sie war lenksam, solange ihr Befriedigung winkte; unter dem doppelten Druck der äußern und der innern Versagung wird sie unbotmäßig und besinnt sich früherer besserer Zeiten. Das ist so ihr im Grund unveränderlicher Charakter.«²⁶ Gelingt ihr der erneute Durchbruch von den fixierten Positionen her, dann ist die Abwehr missglückt.

Das eingeschränkte Ich setzt sich, um einen unaufhörlichen Konflikt abzuschließen, mit dem von ihm Ausgegrenzten ins Verhältnis. Es geht den Kompromiss ein, indem es ein Symptom bildet. Die Wiederkehr des Verdrängten wird geduldet, wenn es sich seinerseits gewisse Verformungen gefallen lässt. Vor allem muss das versagte Bedürfnis so codiert sein, als würde es die Interessen der repressiven Instanz vertreten. Das Ich nötigt das Begehren,

25 Freud X 370

26 Freud XI 374

jenen Ausdruck zu wählen, der gleichzeitig sein eigener Ausdruck werden kann. So entsteht denn das Symptom als vielfach entstellter Abkömmling der unbewussten libidinösen Wunscherfüllung, eine kunstvoll ausgewählte Zweideutigkeit mit zwei einander voll widersprechenden Bedeutungen.²⁷

Die ersatzweise Befriedigung des unzulässigen Bedürfnisses ist freilich weiterhin von realer Interaktion ausgeschlossen, findet solipsistisch im neurotischen Subjekt statt. Zwar bringen die Symptome »auch immer etwas von der Lust wieder, die sie zu verhüten bestimmt sind«²⁸, aber vom imperativen Trieb ist einzig das Zwanghafte übrig geblieben und wird nur leidvoll empfunden. Dennoch gilt selbst für diese verkümmerte Form von Praxis, dass sie, insofern in ihr Vergangenes zurückkehrt, Ausdruck »prähistorischer Wahrheit« ist.²⁹ Als eine unter Gewalt privatistisch geratene Bedürfnisartikulation vertritt das Symptom das Verdrängte vor dem Ich.

5.1.3

Das an Neurosen entwickelte Konfliktmodell ist kein bloß therapeutisch verwendbares Deutungsschema, da seine Gültigkeit über individuelle Pathologien hinausreicht. Aufgrund des dialektischen Geschichtsverständnisses, das mit der Spannung von Mythos und Geschichte rechnet, hat Psychoanalyse als kritisches Verfahren innerhalb der historisch-hermeneutischen Wissenschaften ihre Berechtigung. Für die einzelnen Forschungsbereiche ergeben sich zahlreiche Anschlussfragen, die noch ungeklärt sind.³⁰ So bleibt zu untersuchen, wie die analytische Textinterpretation außerhalb der therapeutischen Situation methodisch abgesichert vorgeht, welche Tragweite sie für den speziellen Fokus auf ästhetische Texte hat oder welche theoretischen Konsequenzen die Literaturwissenschaft ziehen muss. Keine dieser Fragen kann ich diskutieren, möchte aber wenigstens auf zwei Gedankengänge bei Freud hinweisen, weil sie auch den beiden Hauptvorwürfen begegnen, denen die allgemeine Tiefenhermeneutik immer wieder ausgesetzt ist. Viele Kritiker formulieren den Einwand, die Psychoanalyse nehme unterschiedslos Kulturer-

27 Freud XI 374

28 Freud VII 137

29 Wir können die Bezeichnung »prähistorische Wahrheit« (XI 386) im sozialisationstheoretischen Kontext übernehmen. (Freud spricht häufiger einfach von »historischer Wahrheit«, und zwar mit Bezug auf die »archaische Erbschaft«.)

30 Vgl. etwa zur Einführung in die Problematik historischer Methodologie Kohut (1986).

scheinungen wie Infantilismen und führe jene komplexen Errungenschaften auf pathologische Syndrome zurück. Dass hierin eine ganz richtige Bemerkung liegt, die es dennoch nicht erlaubt, prinzipiell von Analogisierung oder Reduktion zu reden, werden die folgenden Überlegungen erweisen.

Eine einheitliche Perspektive nimmt Freud in der Tat ein:

*Alle Kulturgeschichte zeigt nur, welche Wege die Menschen zur Bindung ihrer unbefriedigten Wünsche einschlagen unter den wechselnden und durch technischen Fortschritt veränderten Bedingungen der Gewährung und Versagung vonseiten der Realität.*³¹

Als Ausformungen imaginären Wunschenkens erscheinen mithin Religion und Kunst neben den vielfältigen Illusionen ebenso wie Halluzination, Neurose oder Traum. Durch die jeweiligen gesellschaftlichen Beschränkungen und ihre Verdoppelung in den Subjekten entsteht eine angespannte Bedürfnislage. Sie unterhält eine andauernde Phantasietätigkeit, welche die real unverwertbaren Bedürfnisse in mittelbarer Form artikuliert.

Allerdings darf man den therapeutisch praktizierten Realitätskonformismus gegenüber dem Begehren des Patienten nicht für die tiefenhermeneutische Beurteilung des Imaginären überhaupt halten. Da im Prozess der Aneignung von Geschichte ›regressives Nachdenken‹ sehr wohl eine Reflexionsbewegung sein kann, muss kulturwissenschaftliche Psychoanalyse auf ihre virtuell dialektische Geschichtskonzeption rekurrieren, um zu einer differenzierten Einschätzung der Einbildungskraft zu gelangen. Die Distanz geistiger Kultur zum objektiv möglichen Fortschritt, also der Stellenwert bestimmter Vorstellungen zwischen den polaren Gegensätzen von Mythos und Geschichte, bietet einen Indikator, der es dem kritischen Verfahren ermöglicht, die Bandbreite des Phantasielebens zu skalieren: In der Nähe emanzipatorischen Probehandelns angesiedelt ist künstlerisch elaboriertes Wunschenken, insofern es die dialogische Vermittlung individueller unklarer Bedürfnisse mit der kollektiven Praxis einleitet, ohne diesen irgendeine doch bloß illusionäre Befriedigung anzubieten.³² Können Bedürfnisartikulationen dagegen nur ins Bewusstsein gebracht werden, wenn ihre Manifestation die Wunscherfüllung ersatzweise vertritt, dann haben solche Phantasien keinen progressiven Ge-

31 Freud VIII 415 (Hervorhebung von mir).

32 Vgl. Freud VIII 53f. und XI 386ff.

halt.³³ Geschichte, emphatisch verstanden als Historisierung naturwüchsigen Schicksals, bedeutet jedoch gerade, das mythische Herkommen des Wunschdenkens im zukunftsffenen Denken aufzuheben.

Das »Verhältnis der Phantasie zur Zeit«³⁴ zieht Freud immer wieder als systematisches Abstufungskriterium heran. So hinterlässt der Umgang mit Patienten den Gesamteindruck, alle regressiven Phantasien würden seltsamerweise nicht in die Zukunft streben, sondern Vergangenes zu verbessern suchen.³⁵ Ferner ist im Träumen oder Halluzinieren bekanntlich das Verlangen verborgen, »die Gegenwart nach dem Vorbilde der frühesten Vergangenheit umzugestalten«³⁶, und sogar diejenigen Illusionen, welche keiner wahnhaften Realitätsverzerrung unterliegen, kennen die futurische Dimension lediglich im Modus »asymptotische[r] Wunscherfüllung«.³⁷ Um einiges wandelbarer sind Phantasien, die unser Wachleben durchziehen. Sie werden von den wechselnden Lebenseindrücken modifiziert sowie mit einer »Zeitmarke« versehen.³⁸ Trotzdem orientieren sich Tagträume stark an der infantilen Vergangenheit, ja »die Phantasie ist eigentlich nur der Ausdruck des Bedauerns, dass diese glückliche Zeit entschwunden ist«.³⁹ Unsere alltäglichen Träume reifen reformieren wohl eine frustrierende Gegenwart durch die Vorstellung kommender besserer Tage, dennoch ist die imaginierte Zukunft, genau betrachtet, zur schlechten Gegenwart unmittelbar zugehörig und bestenfalls ihre konjunktivische Korrektur.

Im Vortrag *Der Dichter und das Phantasieren* behauptet Freud, auch literarische Werke seien, trotz aller Unterschiede, mit kunstlos strukturierten Phantasien »durch eine lückenlose Reihe von Übergängen« verbunden.⁴⁰ Diese Hypothese reicht viel weiter als im Vortrag ausgeführt. Die theoretische Perspektive, »Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges wie an der Schnur des durchlaufenden Wunsches aneinandergereiht«⁴¹ aufzufassen, ist nämlich ein ge-

33 Freud V 273: »Was sie [die Patienten] in ihren Phantasien am intensivsten ersehnen, davor fliehen sie doch, wenn es ihnen in Wirklichkeit entgegentritt, und den Phantasien überlassen sie sich am liebsten, wo sie eine Realisierung nicht mehr zu befürchten brauchen.«

34 Freud VII 217

35 So gibt Freud (I 543) den Eindruck eines Analysanden wieder.

36 Freud V 233 (und II/III 626)

37 Freud VIII 284, vgl. auch XIV 352ff.

38 Freud VII 217f.

39 Freud VII 231

40 Freud VII 220

41 Freud VII 218

eigneter Gradmesser für literarische Texte, welche im Spektrum imaginärer Produkte Grenzfälle darstellen. Das »Verhältnis der Phantasie zur Zeit« müsste, der Logik von Freuds Argumentation folgend⁴², bei wahrhaft emanzipativer Kunst derart sein, dass sie Entbehrungen und Sehnsüchte thematisiert, hingegen jegliche Wunscherfüllung suspendiert, weil Wirklichkeit selbst in ihr suspendiert ist. Die Dimension des Zukünftigen hätte Kunst einzig im Verweis über sich hinaus, im werktranszendenten Anspruch auf lebenspraktische Veränderung. Wenn literarische Produktion eine imaginäre Uminterpretation der vorfindlichen Realität nach Maßgabe der darin unerfüllten Bedürfnisse ist, so muss sie im Zusammenhang mit realgeschichtlichen Prozessen verstanden werden. Im gleichen Sinn betont Freud, dass Kinder ihre Spielwelt zwar nicht für Wirklichkeit halten, aber ebenso wenig in einen Gegensatz zu ihrer ernsthaften Lebenspraxis bringen. »Vielleicht dürfen wir sagen: Jedes spielende Kind benimmt sich wie ein Dichter, indem es sich eine eigene Welt erschafft oder, richtiger gesagt, die Dinge seiner Welt in eine neue, ihm gefällige Ordnung versetzt.«⁴³ Heiterkeit der poetischen Praxis verlangt in beiden Fällen keine Abwendung vom tatsächlichen Leben.

Die innere Einheit des von Bedürfnissen motivierten Phantasierens ermöglicht es, unter seinen noch so diversen Ausformungen Beziehungen herzustellen, ohne unzulässigem Analogisieren zu verfallen. Pathologische Phänomene zum Zweck der Mustererkennung aufzubieten, ist nun deshalb verlockend, weil allein im Zustand der Regression unbewusste Verhältnisse – wie karikaturhaft überzeichnet – hervortreten, die normalerweise viel synthetischer verarbeitet sind. Hieran vor allem heftet sich der Verdacht reduktionistischen Vorgehens. Etwa die Rückführung poetischer Produktion aufs pathogene Phantasieren mutet wie ein genetischer Trugschluss an. Freuds naturwissenschaftliche Sprechweise legt dies nahe, doch mit meiner Lesart ist dagegenzuhalten, dass der Reduktionsvorwurf ein einfaches Evolutionskonzept voraussetzt, welches das psychoanalytische Geschichtsmodell eben überwunden hat.

Man tut insgesamt besser daran, eine kulturhistorische Behauptung Freuds nicht als abgeschlossene Meinung zu einem Sachverhalt, sondern als Interpretationsanleitung aufzufassen. Eine Aussage wie »Dichten ist

42 Die Hypothese – so nirgends im Werk Freuds formuliert – findet ihren Rückhalt in seiner Ansicht von Kunst als der Versöhnung zwischen Lust- und Realitätsprinzip (Freud VIII 233ff.).

43 Freud VII 214

Tagträumen« wirft vom propositionalen Gehalt her wenig ab; in der Funktion einer methodischen Einstellung jedoch vermag er die tiefenhermeneutische Wahrnehmung speziell zu fokussieren. Anders wäre zum Beispiel jeder Vergleich zwischen dem »exzentrischen« Schreibstil des späten Zola und voyeuristischen Phantasien abwegig.⁴⁴ Aber im Sinn einer perspektivischen Hilfskonstruktion gibt das regressive Muster einen Filter an die Hand, mittels dessen das Sinnangebot der poetischen Bearbeitung schärfer hervortritt.

Freud hat selbst vorgeführt, auf welche Weise eine solchermaßen gewonnene Einsicht das Verständnis eines literarischen Textes erweitert. Das Essay über *Dichtung und Wahrheit*⁴⁵ hakt bei dem Detail ein, dass Goethe als einzige Begebenheit seiner frühen Jugend ausmalt, wie er mutwillig Küchengerätschaft zum Fenster hinauswirft. Die Interpretation sucht zu begründen, warum ausgerechnet dieser Kinderstreich anstelle anderer Erinnerungen die Autobiographie eröffnet. Freuds therapeutische Erfahrung lehrt, dass die kindliche Symptomhandlung des Hinauswerfens oftmals eine uneingestandene Eifersucht auf ein neugeborenes Geschwister kommuniziert, dessen Existenz die Zuwendung der Mutter schmälern muss. Von daher ist das Ereignis am Großen Hirschgraben deutbar als magische Handlung, womit der kleine Wolfgang sich der ungeteilten mütterlichen Liebe versichern will. Hierdurch wird aber auch ein unentdeckter Sinnzusammenhang erschlossen: Das unerschütterliche Vertrauen auf ein glückliches Schicksal, das den optimistischen Grundton der Autobiographie abgibt, ist disponiert durch die primäre Überzeugung, »der unbestrittene Liebling der Mutter« gewesen zu sein. Der-gestalt gewinnt die vorangestellte Kindheitserinnerung Signifikanz als eine »passende Vignette für all das, was *Goethe* aus seinem reichen Leben mitzuteilen hat«.⁴⁶

5.1.4

Über den wissenschaftstheoretischen Status kultureller Tiefenhermeneutik war sich Freud im Unklaren. So ist etwa in *Totem und Tabu* die Beziehung der Kulturerrscheinungen zu ihren pathologischen Gegenständen schwankend charakterisiert: als Übereinstimmung, vorsichtiger als Analogie, gewisser als innere Verwandtschaft und gemeinsames Wesen; die Synopse ist demgemäß

44 Freud VII 221

45 Freud XII 13-26; vgl. II/III 403

46 Freud XII 26 bzw. 18

als Aufweis von Übereinstimmung, Vergleichung oder Rückführung auf eine letzte Wurzel gedacht. Gleichwohl enthält gerade das genannte Buch eine bisher unbeachtete Vorgehensweise, die mir für einige methodische Hinweise gut scheint.

Im zweiten Essay (»Das Tabu und die Ambivalenz der Gefühlsregungen«) entdeckt Freud an den kulturellen Gebräuchen primitiver Völker bestimmte durchgängige Merkmale, zum Beispiel eine ebenso genaue wie unmotivierte Befolgung von Verboten oder ihnen dienende Rituale. Nun sind jene Attribute dermaßen auffällig den Äußerungen der Zwangsneurose ähnlich, dass es sich anbietet, »das hier Gelernte zur Aufklärung der entsprechenden völkerpsychologischen Erscheinung zu verwenden«. ⁴⁷ Freud macht somit »den Versuch, das Tabu zu behandeln, als wäre es von derselben Natur wie ein Zwangsverbot unserer Kranken«, indem er dessen Ätiologie nach dem Vorbild der Zwangsneurose konstruiert. ⁴⁸ In der Vorgeschichte einer Obsession ist regelmäßig ein unerledigter Ambivalenzkonflikt von Bedeutung. Eine solche Fixierung unterlegt Freud dem Tabu, dessen mannigfache Aufgaben dadurch zusammentreten unter die einheitliche Funktion, unvereinbare Gefühlsregungen vom Bewusstwerden und von jeder äußeren Versuchung fern-zuhalten.

Psychoanalytische Kulturstudien stagnieren oft auf diesem Deutungs-niveau. Wie immer richtig sie sein mögen oder die *petitio principii* vermeiden – stets haftet an ihnen der Eindruck, ihren Gegenstand um keine unbedingt notwendige Erkenntnis zu bereichern. Man muss es Freud zugutehalten, dass er die Konstruktion der zwangsneurotischen Konstellation im Tabu nicht isoliert vornimmt, sondern ergänzt:

Es steht uns aber auch ein *anderer Weg* offen. Wir können die Untersuchung anstellen, ob nicht ein Teil der Voraussetzungen, die wir von der Neurose her auf das Tabu übertragen haben, oder der Folgerungen, zu denen wir dabei gelangt sind, *an den Phänomenen* des Tabu *unmittelbar erweisbar* ist. ⁴⁹

Freud fährt erläuternd fort, tiefenhermeneutische Interpretationen müssten wie analytische Symptomdeutungen ausgerichtet sein auf die Wahrnehmung von Widersprüchen und ihrer Verschleierung in Kompromissbildungen. Dann fällt etwa am Verhalten der Primitiven gegen ihre Priesterkönige auf,

47 Freud IX 36

48 Freud IX 41

49 Freud IX 46 (Hervorhebungen von mir).

wie die Herrscher für so zauberkräftig gelten, dass sie allgemein tabuisierte Handlungen ungestraft vollziehen dürfen, andererseits jedoch Ritualen unterworfen sind, als seien sie außerordentlich schutzbedürftig. Freud unternimmt es, »den geschilderten Sachverhalt der Analyse [zu] unterziehen, gleichsam als ob er sich im Symptombild einer Neurose fände«⁵⁰, sieht also das Übermaß an ängstlicher Sorge in intensiver unbewusster Feindseligkeit begründet. Erst recht das Tabuzeremoniell selbst »trägt seinen Doppelsinn und seine Herkunft von ambivalenten Tendenzen unverkennbar zur Schau«.⁵¹

Wissenschaftstheoretisch betrachtet, ist Freuds zweigleisiges Vorgehen kein »anderer Weg«⁵², sondern die konsequente Fortsetzung des Interpretationsverfahrens. Im ersten methodischen Schritt zentriert er »das Problem des Tabu«⁵³, wobei er das Konfliktmodell (bei diesem Beispiel um zwangsneurotische Spezifizierungen erweitert) als heuristische Vorlage einsetzt, um das unbewusste Motiv der kulturellen Institution zu konstruieren. Der zweite methodische Schritt geht in die gleiche Richtung weiter. Nach der Konstruktion des »Problems« wendet sich Freud dem Deuten der »Problemlösung« zu, welche durch die Einrichtung des Tabus erreicht worden ist. Da unbewusste Motive mitwirken, besteht das Resultat nicht aus rationalen Strategien, sondern aus Kompromissbildungen. Im Rahmen des Konfliktmodells heißt das, die *symptomatische* Bedeutung der Institution zu verstehen. Beim Studium der »Problemlösung« werden allerdings Analogien zum pathologischen Gegenstück entbehrlich. Zwangsneurosen verlieren ihre anfängliche Vorbildfunktion; alle Vergleiche, die Freud zu ihnen zieht, haben nur noch Illustrationswert, indem sie die eigenartige Form von Tabus verdeutlichen. Am Tabu der Toten bemerkt er beispielsweise eine spezifische Erledigung des Konflikts. Hat die »im Unbewussten als Befriedigung über den Todesfall peinlich verspürte Feindseligkeit« im typischen Neurosenverlauf Zwangsvorwürfe zur

50 Freud IX 63

51 Freud IX 65

52 Man kann nur vermuten, warum Freud meint, sein nächster Interpretationsschritt sei »ein anderer Weg«. Wahrscheinlich hatte er den zweiphasigen Aufbau der Neurosenentwicklung im Auge und dachte, in medizinischer Tradition, einen ätiologischen und einen symptomatologischen Zugang unterscheiden zu müssen. Übrigens unterliegt das hier aufgezeigte Vorgehen unausdrücklich auch den größeren kulturgeschichtlichen Arbeiten. Vgl. etwa die »zwei Aufgaben«, die sich die Monotheismus-Studie stellt (Freud XVI 178).

53 Freud IX 35

Folge, so schlägt sie beim Tabu »ein anderes Schicksal« ein: Aggressionen gegen den Verstorbenen werden auf ihn selber projiziert; er wandelt sich zum Dämon, der den Verwandten Böses will.⁵⁴

Während hier das Problem der unbewussten Ambivalenz mithilfe eines archaischen Abwehrmechanismus entschärft wird, kann das Lösungspotenzial eines Kulturgegenstands ansonsten sehr wohl emanzipatorisch angelegt sein. Allein aufgrund ihrer systematischen Voreinstellung sind analytische Interpretationen jedenfalls nicht auf den Anwendungsbereich regressiver Prozesse eingeschränkt, sondern genauso imstande, ein pathologische Muster transzendierendes Sinnangebot freizulegen. Eine derartige Deutung findet man durchaus schon bei Freud. Die Monotheismus-Studie spricht vom Beitrag der mosaischen Religion zum »Fortschritt in der Geistigkeit«, womit die intellektuellen Leistungen von Juden dank ihrer masochistisch gesteigerten Askese gemeint sind.⁵⁵ Daneben verblassen die kognitiven Errungenschaften auf dem Boden des Christentums. Einen Fortschritt darf es höchstens »religionsgeschichtlich, d.h. in Bezug auf die Wiederkehr des Verdrängten,«⁵⁶ reklamieren: Im Gegensatz zur strengen Gottesverehrung der Juden, die den aggressiven Ursprung negiert, gelingt der Erbsündenlehre eine Annäherung an ihre verborgenen Entstehungsbedingungen. Weil das paulinische Dogma die archaische Konfiguration vollständiger herausarbeitet, vermag es an die Urgeschichte anzuschließen und einen Mythos zu entwickeln, welcher das drückende Strafbedürfnis mit der Verheißung auf Erlösung erträglich macht. Das geschlossene Gedankengebäude wird damit zwar noch nicht gesprengt, aber innerhalb seiner Grenzen ist es gelungen, das Ausmaß an leidensvoller Selbstentfremdung durch erneute Integrationsanstrengung zu verringern.

Solche Passagen in Freuds Kulturinterpretationen zeigen meines Erachtens, dass das beim Widerspruch von Mythos und Geschichte ansetzende Konfliktmodell (sogar mit zusätzlichen psychologischen Spezifizierungen) zu keiner inhaltlich eingeschränkten Auslegung führen muss, sondern eine systematische Strukturierung der Wahrnehmung darstellt, die genügend flexibel

54 Freud IX 76f. Um einer Überbewertung dieser Stelle vorzubeugen, muss angemerkt werden, dass unter den Zwangsneurosen, die Freud in Behandlung hatte, auch schwere Fälle waren, die eine paranoide Abwehrstruktur erkennen lassen.

55 Freud XVI 219. Wie Freud ausführt, verhilft das Bilderverbot zur Überwindung der magischen Praktiken und zur Ablösung der sinnlichen Wahrnehmung durch abstraktes Denken; die Entrückung Gottes ist der erste Schritt in einer Reihe von Triebverzicht, die ein Höchstmaß an moralischen Anforderungen erreichen.

56 Freud XVI 195

ist, weshalb sich der Interpret mehr und mehr auf den Gegenstand einlassen kann. Die analytische Erfahrung am Phänomen »unmittelbar« zu erweisen, meint ja letztlich, es zum Sprechen zu bringen.⁵⁷

Wahrscheinlich bleibt es das Hauptkriterium für den Plausibilitätsgrad einer Interpretation, dass sich in ihrem Fortgang der Gegenstand sozusagen von selbst zu erklären beginnt. Ob der Eindruck, den überzeugende Deutungen hinterlassen, auch Evidenz des Erkannten ist, muss am Einzelfall nachgeprüft werden. Generell wird man ein analytisches Textverständnis als gegenstandsgerecht anerkennen, wenn es am thematischen Phänomen *ungezwungen* den Lösungsversuch eines unbewussten Konflikts demonstriert. Mit diesem Argument hat schon Freud methodische Bedenken gegen die Gleichsetzung von Traumarbeit und Witzbildung beantwortet.

Wir gehen von der Tatsache aus, dass die Techniken des Witzes auf dieselben Vorgänge hindeuten, welche uns als Eigentümlichkeiten der Traumarbeit bekannt sind. Nun ist es leicht dawider zu sagen, dass wir die Techniken des Witzes nicht als Verdichtung, Verschiebung usw. beschrieben hätten und nicht zu so weitgehenden Übereinstimmungen in den Darstellungsmitteln von Witz und Traum gelangt wären, wenn nicht die vorherige Kenntnis der Traumarbeit unsere Auffassung für die Witztechnik bestochen hätte, so dass wir im Grunde am Witz nur die Erwartungen bestätigt finden, mit denen wir vom Traum her an ihn herangetreten sind. [...] Das wäre ein möglicher Einwand, aber darum noch kein berechtigter. Es kann ebenso wohl sein, dass die Schärfung unserer Auffassung durch die Kenntnis der Traumarbeit unentbehrlich wäre, um die reale Übereinstimmung zu erkennen. Die Entscheidung wird doch nur davon abhängen, ob die prüfende Kritik solche Auffassung der Witztechnik an den einzelnen Beispielen als eine aufgezwungene nachweisen kann, zu deren Gunsten andere, näherliegende und tiefer reichende Auffassungen unterdrückt worden sind, oder ob sie zugeben muss, dass die Erwartungen vom Traum her sich am Witz wirklich bestätigen lassen.⁵⁸

57 Freud IX 84: »*Tabu* ist selbst ein ambivalentes Wort [es bedeutet zugleich ›heilig, geweiht‹ und ›gefährlich, verboten, unrein‹], und nachträglich meinen wir, man hätte aus dem festgestellten Sinne des Wortes allein erraten können, was sich als Ergebnis weitläufiger Untersuchung herausgestellt hat, dass das Tabuverbot als das Resultat einer Gefühlsambivalenz zu verstehen ist.«

58 Freud VI 189f.; vgl. VIII 392

Psychoanalyse *als historisch-kritische Methode* wird innerhalb der Kulturwissenschaften bloß sporadisch praktiziert. Gerade das literaturwissenschaftliche Fach, das hierbei am meisten profitieren könnte, hat die Option überhaupt nicht ausgeschöpft. So würde allein schon, was die Kritische Theorie mit Freud'schen Denkmotiven an Erklärungspotenzial bereitgestellt hat, instruktive Interpretationen garantieren. Gegenwärtig dominieren aber wieder Geschichtsmodelle, deren Einfachheit keineswegs der dialektischen Verfassung der besprochenen Sachverhalte gerecht wird. Das 20. Jahrhundert war dagegen vergleichsweise reich an geschichtsphilosophischen Konstruktionen, die sich auch sanguinisch über allzu strikte Vorbehalte hinwegzusetzen wagten. Aus dieser Tradition ist das sehr lohnende Forschungsziel hervorgegangen, ästhetische Ausdrucksformen in ihrer Korrelation zum allgemeinen Stand der Bedürfnisartikulation zu untersuchen, wie es Freud vorgezeichnet hat:

Das Verständnis sollte in einem ein historisches und ein psychologisches sein, Auskunft geben, unter welchen Bedingungen sich diese eigentümliche Institution entwickelt und welchen seelischen Bedürfnissen der Menschen sie Ausdruck gegeben hatte.⁵⁹

5.2 Die sozialpsychologische Konstellation des liberalen Bürgertums

Mit dem – im Exkurs skizzierten – historisch-kritischen Analyseverfahren bietet sich uns die Möglichkeit, literarischen Humor als symptomatische Antwort auf eine konflikthafte Konstellation bürgerlicher Subjektivität zu begreifen. Obwohl nämlich weithin Einigkeit darüber herrscht, dass er in der sogenannten »Sattelzeit« (R. Koselleck) seinen geschichtlichen Ort hat, gibt es ansonsten keine einlässliche historische Ableitung. Allenfalls kann ich nun, um für einen gewissen Hintergrund meines eigenen Erklärungsversuchs zu sorgen, auf eine germanistische Diskussion über die Spätaufklärung verweisen, welche die Entstehung des Humors beiläufig thematisiert.

59 Freud IX 131

5.2.1

Hinsichtlich der Romanentwicklung des ausgehenden 18. Jahrhunderts hat Jörg Schönert festgestellt, dass die satirisch-komische Literatur – an Cervantes und Fielding orientiert – im geistigen Kontext der Aufklärung steht, doch deren Intention, einen Vernunftstandpunkt durch demonstrative Fabeln, programmatischen Diskurs oder satirische Kritik zu proklamieren, bereits gebrochen ist.⁶⁰ Den humoristischen Roman möchte Schönert als Grenzfall satirischen Schreibens charakterisieren. Auch hier würden satirische Mittel verwendet, um Widersprüche aufzudecken. Während Satiriker aber rationalistische Leitvorstellungen zugrunde gelegt und unzulängliche Lebensumstände von daher verurteilt hätten, sei die Autorität humoristischer Erzähler nicht unbestritten, die Verbindlichkeit ihrer normativen Prämissen selbst infrage gestellt.⁶¹

Schönerts Anregung hat Burkhardt Lindner aufgegriffen, sozialgeschichtlich untermauert sowie für die Jean-Paul-Forschung fruchtbar gemacht. Er hält Jean Pauls Abwendung vom satirischen Schreiben und seine eigenwillige Stilwahl für eine Reaktion auf die Situation der spätaufklärerischen Intelligenz. Das Aufklärungskonzept ist hauptsächlich dem *Strukturwandel der Öffentlichkeit*⁶² entnommen, worauf wir anschließend noch eingehen. Im Gegensatz zu Habermas meint Lindner allerdings den deutschen Sonderweg hervorheben zu müssen. Bekanntlich nimmt Deutschlands Öffentlichkeit viel weniger als die der Nachbarländer politische Formen an. Die politische Emanzipation des deutschen Bürgertums wird einerseits durch sozio-ökonomische Rückständigkeit verzögert, andererseits bewirkt der Schock über den blutigen Verlauf der französischen Revolution einen nachhaltigen Rückzug vieler Intellektueller aus der sozialen Realität. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts werden Risse im aufklärerischen Kommunikationszusammenhang deutlich:

[D]as Publikum wendet sich zunehmend illusionistischer Literatur zu; räsönierende Diskurse, didaktische und satirische Textintentionen werden abgelehnt; die Norm der geschlossenen Fiktion setzt sich auf der Ebene der Trivial- wie der hohen Literatur durch; der aufklärerische Intellektuelle, der

60 Schönert (1970)

61 Schönert (1969), S. 22-27

62 Habermas (1962)

sich nicht mehr als Repräsentant einer existierenden Emanzipationsbewegung verstehen kann, wird isoliert.⁶³

Für Jean Paul stellt Lindner die These auf, dass »der Kommunikationsbruch zwischen aufklärerisch-literarischer Intelligenz und Publikum [...] das geheime, unbewusst umkreiste Problem des Gesamtwerks« ist.⁶⁴ Das Scheitern des öffentlichen Aufklärungsdiskurses beantworte Jean Paul durch »eine extreme Ausprägung des auktorialen Kommunikationsmodells«⁶⁵, in dessen Mittelpunkt der unendliche Einfallsreichtum des Autors steht.

Laut Lindner sind die scheinbar unkontrollierten Präsentationen des auktorialen Erzählers dem fehlenden Aufklärungspublikum und der wirkungslosen literarischen Kritik geschuldet; das schrankenlose Assoziieren kommt verselbständigtem Rasonieren gleich. Insofern wäre die Ausbreitung komischer Widersprüche als narrative Rolle interpretierbar, die eine Tradierung aufklärerischer Kritik ermöglicht – freilich um den Preis ihrer satirischen Zielsicherheit, denn der Gestus »unzurechnungsfähigen« Erzählens erlaubt zwar, politisch oder psychisch zensierte Vorstellungen auszusprechen, legt sie jedoch zugleich auf skurrile, sich selbst zurücknehmende Erscheinungsformen fest.⁶⁶

Mit Blick auf Lindners Argumentation hat Volker U. Müller betont, dass die Ausbildung humoristischer Schreibart bei Jean Paul nicht allein eine Notlösung darstellt, die den Verlust von diskursiver Öffentlichkeit überbrücken soll, sondern auch im Zeichen eines veränderten Subjektivitätsbegriffs zu sehen ist.⁶⁷ Mit dem Zerfall der dialogischen Emanzipationsgrundlage korrelieren also einesteils Resignation gegenüber den Aufklärungschancen, was den satirisch-kritischen Impetus schwächt, und andernteils das Vermissen praktisch anerkannter Selbstbestimmung, das sich als Agieren einer von allen Bindungen befreiten Individualität ausdrückt.

Es ist nun unnötig, diese Arbeiten genauer zu besprechen, tragen sie doch zu unserem Problem nichts Grundsätzliches bei. Sie verwenden den Humorbegriff durchgängig so flach, dass keine Definition intendiert sein kann. Jean

63 Lindner (1976), S. 150f.

64 Lindner (1976), S. 140

65 Lindner (1976), S. 8

66 Lindner (1976), S. 170

67 Müller (1979), besonders S. 106ff. Diesen Hinweis auf einen veränderten Subjektivitätsbegriff halte ich für eine entscheidende Ergänzung von Lindners These, auch wenn ich den Ausführungen Müllers in mehrfacher Hinsicht nicht zustimmen würde.

Pauls Stil in Relation zur humoristischen Schreibtradition wird ebenso wenig erörtert wie dessen Humorthorie. Müller berücksichtigt die historische Debatte um den Humor überhaupt nicht, verwechselt ihn letztlich mit Romantischer Ironie. Lindner vermeidet es, den Terminus zu gebrauchen; wesentliche Passagen von Jean Pauls Humorthorie übergeht er, indem er sie als Rationalisierung einstuft. Das Rationalisierungsmoment ist, wie wir sehen werden, tatsächlich bei der metaphysischen Finalisierung des Humors vordringlich, was trotzdem nicht erspart, sich mit der Theorie auseinanderzusetzen.

Ich habe den Diskussionsstrang nur deshalb erwähnt, weil er auf eine Beziehung zwischen literarischem Humor und scheiternder Aufklärung abhebt, welche sich näher zu analysieren lohnt. Hierzu ist aber der Referenzbereich weiträumiger abzustecken, sodass humoristisches Schreiben nicht bloß als Kompensationsprodukt für mangelnde Emanzipation in den Blick gerät. Das Schlagwort ›scheiternde Aufklärung‹ streift nur oberflächlich einen komplexen Sachverhalt, dessen unbewusste Tiefenstruktur ich ergründen möchte. Ein dafür geeignetes Subjektivitätsmodell verlangt einen deutlich höheren Abstraktionsgrad, der allerdings innerhalb sozialpsychologischer Reichweite bleibt, denn das allgemeine Niveau neuzeitlicher Existenz, von dem manche frühere Humorthorie ausging, ist wiederum zu pauschal.

5.2.2

Da der zeitliche, räumliche und soziale Geltungsbereich des humoristischen Romans unverkennbar mit der liberalen Ära des europäischen Bürgertums zusammenfällt, bietet sich die sozialpsychologische Konstellation des liberalen Bürgertums als relevanter Problemhorizont wie von selbst an. Den Versuch, die Formation des literarischen Humors aus der bürgerlichen Subjektivität zu begründen, begleiten gleichwohl erhebliche Schwierigkeiten. Es besteht ja schon unter Wissenschaftlern, die darin übereinstimmen, dass eine epochentypische subjektive Struktur prinzipiell definierbar ist, nach wie vor geringer Konsens über ihren Aufbau. Im Gegensatz zur Erforschung der objektiven Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft gibt es keine solide Hypothese zur Konstitution ihrer hervortretenden Subjektivität. Zwar hat die kulturgeschichtliche Forschung eine fast unüberschaubare Sekundärliteratur zu verschiedensten Aspekten bürgerlichen Denkens bereitgestellt, aber die Frage nach der all jenen Erscheinungen zugrunde liegenden Subjektivität wird selten aufgeworfen. Zahlreiche Schriften, welche das bürgerliche Individuum zitieren, unterstellen schlicht, es sei bekannt, wovon sie reden, während

oft nur die illustre Darbietung historischen Materials darüber hinwegtäuscht, dass dieser Begriff schwach fundiert ist. Manchmal braucht man, um seine Unhaltbarkeit zu erweisen, lediglich die Implikationen auszuführen, weil sie auf eine Vorstellung hinauslaufen, die eigentlich einer archaischen Wahrnehmungsweise entspricht.

Doch sogar diejenigen Untersuchungen, die den subjektiven Faktor ausdrücklich thematisieren und differenziert vorgehen, vertiefen sich sogleich in Interpretationen, ohne ihr Vorverständnis ausführlicher darzustellen. Das hat seinen guten Grund, da nicht die momentane theoretische Verlegenheit allein, sondern die Sache selbst jede Explikation erschwert. Auch wenn wir empirisch besser Bescheid wüssten, eine subtilere Terminologie hätten, zugleich sicherer bei der Auswahl und Stilisierung typischer Merkmale wären, so bliebe der Sachverhalt dennoch schwer darstellbar. Verstehen wir unter Subjektivität nämlich eine umfassende Struktur, die aus einer bestimmten Sozialisationspraxis resultiert, welche ihrerseits die gesellschaftliche Produktionsform widerspiegelt, dann können wir sie offensichtlich nirgends als solche dingfest machen, sondern immer nur singuläre Erscheinungen als ihre partiellen Kristallisationen betrachten. Ein daraus rekonstruierter Subjektbegriff, der ganz heterogene Phänomene repräsentieren muss, ist zwangsläufig dermaßen allgemein, dass er an sich kaum etwas aussagt, vielmehr stets nach Konkretion verlangt.

Das heuristische Modell sofort wieder in Interpretationen aufgehen zu lassen, befreit allerdings keinesfalls von der Verpflichtung, es vorweg explizit zu formulieren. Das erfordert hier weniger die »unvermeidliche Kühnheit«⁶⁸ zu gewagten Hypothesen als den Mut zur Bescheidenheit, fürs Erste ein Vorverständnis bürgerlicher Subjektivität zu geben. Von einer Arbeit wie dieser kann man ohnehin nicht erwarten, dass sie selbst mittels historischer Quellen die subjektive Struktur konzipiert. Für mein Thema genügt es, eine Theorie, welche bereits die notwendige Abstraktion geleistet hat, aufzugreifen und ihre wichtigsten Gesichtspunkte auszuführen. Ich beziehe mich auf das Buch *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, insoweit es sozialpsychologische Aspekte des bürgerlichen Individuums behandelt.⁶⁹ Eine Diskussion zentraler Annahmen soll verdeutlichen, warum mir der Ansatz von Habermas revisionsbedürftig

68 Freud XVI 207

69 Der Gedankengang von Habermas (1962) wird nur so weit als nötig referiert; Hauptgegenstand seiner Analyse ist ja die politische Öffentlichkeit unserer Zeit und der Strukturwandel, dem sie seit ihren Anfängen unterworfen war.

erscheint. Anschließend versuche ich zu beschreiben, wie das modifizierte Modell zumindest in seinen groben Konturen aussehen müsste.

5.2.3

Im Zuge der Genese von Öffentlichkeit kommt Habermas auf bürgerliche Subjektivität zu sprechen. Bevor Öffentlichkeit zum Forum der Auseinandersetzungen wird, die das Bürgertum mit dem Staat hinsichtlich gesellschaftlicher Regelungen anstrengt, gruppiert es sich nämlich als Publikum eines Selbstverständigungsprozesses. Zunächst in Kaffeehäusern, Clubs, Salons, Privatgesellschaften sowie den zugehörigen Zeitschriften, bald aber auf dem breiteren Fundament des kommerzialisierten Buchmarkts und der organisierten Kulturkritik thematisiert die fortschrittliche Gesellschaftsschicht ihren Lebensentwurf. Die aufblühende Literatur ist damit beschäftigt, die werdende Subjektivität zu erforschen und weiterzubilden; diese Reflexion macht literarische Öffentlichkeit aus:

Sie ist das Übungsfeld eines öffentlichen Raisonnements, das noch in sich selber kreist – ein Prozess der Selbstaufklärung der Privatleute über die genuinen Erfahrungen ihrer neuen Privatheit. Neben der Politischen Ökonomie ist ja Psychologie die andere, spezifisch bürgerliche Wissenschaft, die im 18. Jahrhundert entsteht. Psychologische Interessen leiten auch das Raisonnement, das sich an den öffentlich zugänglich gewordenen Gebilden der Kultur: im Lesesaal und im Theater, in Museen und Konzerten entzündet.⁷⁰

Findet diese neue Subjektivität allererst in öffentlicher Kommunikation über Literatur ihren vollen Ausdruck, so verdankt sie ihre Entstehung und Existenz dem privaten Umgang, wie ihn bürgerliche Kleinfamilien pflegen. Durch den langsamen Übergang von geschlossener Hauswirtschaft zu offener Marktwirtschaft löst sich in den bürgerlichen Schichten das »ganze Haus« (W. H. Riehl) allmählich auf.⁷¹ Mit der Ausgliederung des Arbeitsplatzes aus dem Hausverband konstituiert sich die »Familie«, gedacht als ein von ökonomischen Ansprüchen freigehaltener Lebensbereich. Die Institutionalisierung ihrer besonderen Intimität gestattet es, Umgangsformen zu entwickeln, an denen sich ein emphatischer Humanitätsbegriff festmacht. Der familiäre Binnenraum, in dem gesellschaftlich dominante Verhaltenserwartungen suspen-

⁷⁰ Habermas (1962), S. 44

⁷¹ Siehe Brunner (1958)

diert scheinen, eröffnet ein Aktionsfeld, wo Menschen sich ›als Menschen‹ geben können. Idealerweise dient das Privatleben keinen fremden Imperativen mehr, sondern einzig der Entfaltung ihrer Innerlichkeit. In den Familien wollen sich die Mitglieder auf der Basis von Freiwilligkeit und Liebe begegnen sowie das Reifen ihrer Persönlichkeiten gegenseitig befördern.

Einschränkend fügt Habermas aber hinzu, dass das Selbstverständnis der Kleinfamilie mit ihrer realen Funktion kollidiert, und zwar »noch im Bewusstsein der Bürgerlichen selber«. ⁷² Objektiv bestimmen nämlich die gesellschaftlichen Tauschverhältnisse durchaus die Familie. Denn einerseits verschafft sie dem als Kapital stets weiter investierten Privateigentum Kontinuität über die Generationen hinweg; andererseits ist es ja zuerst das akkumulierte Privateigentum, das ihr die Aura autonomer Privatheit verleiht. ⁷³ Die Spannung zwischen humanem Selbstverständnis und ökonomischer Determinierung wird – nach Habermas – nicht akut, da sowohl das Feld familialer Intimität als auch das der gesellschaftlichen Arbeit und des Warentausches grundsätzlich zur Privatsphäre gerechnet werden, in der anstatt partikularer Herrschaft allgemeine natürliche Regeln gelten sollen. Die fiktive Privatheit ermöglicht eine ideologische Verklammerung von bourgeois und homme: »Der Status eines Privatmannes kombiniert die Rolle des Warenbesitzers mit der des Familienvaters, die des Eigentümers mit der des ›Menschen‹ schlechthin.« ⁷⁴ Das private Identitätskonzept suggeriert ein kongruentes bürgerliches Leben, was dem Bürger erlaubt, die in der Familie erlebte Freiheit zur reinen Gestalt seiner privatwirtschaftlich errungenen Selbständigkeit zu erklären. Weil es gleichfalls ein aus Privatleuten zusammengesetztes Publikum ist, das sich als Öffentlichkeit etabliert, steht die gesellig praktizierte und literarisch reflektierte Identität als homme angeblich mit den politisch eingeklagten Wirtschaftsinteressen als bourgeois in Einklang.

Habermas traut der zur Idee des Privaten eingeschmolzenen Doppelidentität des Bürgerlichen eine derart homogenisierende Kraft zu, dass er seine Konzeption einer einheitlichen bürgerlichen Öffentlichkeit aus eben diesem Blickwinkel bezieht. Objektive Widersprüche, auf die seine Rekonstruktion stößt, erwähnt er nur, um sie beiseitezuschieben. So bespricht er, wie die Tauschverhältnisse das Selbstverständnis der Familie als einer Sphäre der

72 Habermas (1962), S. 64

73 Habermas (1962), S. 63f. und 187f.

74 Habermas (1962), S. 43 (Das Changieren zwischen soziologischen und sozialpsychologischen Begriffsimplikationen ist in jener Arbeit durchgängig zu beobachten.)

Humanität »arg durchlöchern«, räumt außerdem ein, dass die Selbständigkeit des Privateigentümers unvermeidlich die Abhängigkeit der Familienangehörigen impliziert, weshalb rein menschliche Intimität angesichts patriarchalischer Verfügungsgewalt »illusorisch« und »weithin Fiktion« gewesen ist.⁷⁵ Schließlich kommt der soziologische Tatbestand zur Sprache, dass die beiden Formen bürgerlicher Öffentlichkeit nicht deckungsgleich sind, da einerseits Frauen und Unselbständige, welche von politischer Mitbestimmung abgehalten wurden, den größeren Teil des literarischen Publikums stellten, andererseits der Privatmann selbst noch unterschied, ob er sich im kulturellen Bereich unter Absehung von seiner Berufsrolle über seine Subjektivität als *homme* austauschen oder als *bourgeois* seine wirtschaftlichen Interessen im politischen Machtkampf durchsetzen wollte.⁷⁶

Trotz wesentlicher Widersprüche im historischen Befund gesteht Habermas dem notwendig falschen Bewusstsein des Privatmannes für die Dauer der liberalen Ära einen exemplarischen Stellenwert zu, wobei für ihn ausschlaggebend ist, dass das bürgerliche Klasseninteresse auch Institutionen schafft, die allgemein dem Abbau von Herrschaft dienlich sind.⁷⁷

5.3 Zum Bild bürgerlicher Identität bei Habermas

Ideologie nennt Habermas die bürgerliche Mentalität ausschließlich im Hinblick auf ihre Partikularität, als ob es lediglich einer Verallgemeinerung bedürfte, um »die Idee« zur Geltung zu bringen. Die These, dass der Mensch, nur eben in der vorläufigen Gestalt des Bürgerlichen, sich mittels Aufklärung emanzipiere, übernimmt zu viel vom damaligen Selbstverständnis, anstatt das hypostasierte Menschenbild ideologiekritisch zu hinterfragen. Da nun bei Habermas die Tragfähigkeit der Doppelidentität des Privatmannes und die Kohärenz der bürgerlichen Öffentlichkeit zwei Behauptungen sind, welche sich gegenseitig stützen, ist es sinnvoll, einige historische Einwände zu Familie, literarischer und politischer Öffentlichkeit anzusprechen. Dadurch wird sowohl die stringente Genese problematisiert als auch eine andere Einschätzung bürgerlicher Subjektivität nahegelegt.

75 Habermas (1962), S. 65

76 Habermas (1962), S. 74

77 Habermas (1962), S. 108ff.

5.3.1

Man merkt vor allem bei Habermas' Zeichnung der Privatsphäre, wie riskant es ist, das damalige Selbstverständnis zu übernehmen. Allein wer sich am unprofilieren literarischen Porträt von Kleinfamilie orientiert, kann sie als Ort freier Innerlichkeit und humanen Umgangs betrachten. Umfassendes Quellenstudium stellt das infrage.⁷⁸ Ein Blick auf die internen Familienbeziehungen gibt Auskunft über Eigenart und Funktion ihrer Intimität. Durch den ökonomisch determinierten Zerfall der geschlossenen Hauswirtschaft wird die Familie keineswegs dem Bereich gesellschaftlicher Arbeit enthoben, sondern hineingezogen in die zur Produktionsform passende Arbeitsteilung, der zufolge Männer für den Unterhalt sorgen, während Frauen das Familienleben organisieren. Die geschlechtsspezifische Rollentrennung, welche auf eine einseitige Ausbildung kognitiver beziehungsweise emotionaler Fähigkeiten hinausläuft, ist sozialisationsgeschichtlich entscheidend.⁷⁹ Hatte man im ganzen Haus aus Sorge um das Lebensnotwendige den Nachwuchs weitgehend vernachlässigt, so wird ihm in der bürgerlichen Familie unterschiedliche Aufmerksamkeit zuteil. Kinder dürfen von ihren Müttern eher Zuwendung und psychische Stabilisierung, von ihren Vätern häufiger Erziehung und Disziplinierung erwarten.

Die bürgerliche Sozialisationspraxis ist vorwiegend gekennzeichnet durch väterliche Strenge, die wie ein feudalherrliches Relikt in der männlichen Mentalität fortdauert, sowie mütterliche Liebe, welche als weibliche Verhaltensweiterung neuerdings ausgelebt wird. Diese dürfte den Fortschritt in den zwischenmenschlichen Beziehungen befördert haben. Laut Edward Shorter wird die moderne Intimität zuerst in den zärtlichen Gefühlen der Mutter für ihr kleines Kind entdeckt und dann zum Vorbild für alle anderen Gefühlsbeziehungen.⁸⁰ Den Wandel der Mutter-Kind-Beziehungen, der im gehobenen Mittelstand eintritt, dokumentiert die veränderte Kinderpflege. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts wird zunehmend das übliche Steckwickeln abgeschafft, bei dem Säuglinge so fest eingebunden waren, dass sie regungslos dalagen, ohne auf irgendwelche Anregungen reagieren

78 Eine Fülle von Detailinformationen liefert die psychohistorische Forschung, die so vielversprechend begann (vgl. die von deMause (1975) herausgegebene Übersicht), nun aber zusehends stagniert, wie etwa Spode (1999) feststellt.

79 Hierzu Richter (1979), S. 98ff.

80 Shorter (1975)

zu können. Als das einschnürende Windeln aufhört, bekommt das Kind einen Bewegungsspielraum, in dem es eine vielseitigere Kommunikation mit seiner Mutter entfaltet, die ihrerseits mit größerer Freude darauf eingeht. Die frühen Kontakte intensivieren sich zudem, sobald das Ammensäugen außer Mode gerät. Mehr und mehr Mittelschichtfrauen folgen der Stimme der Natur oder vielmehr den propagierten Ansichten von Locke und Rousseau, indem sie selbst stillen. Obwohl diese Umorientierung in den westlichen Ländern schneller stattfindet als in Deutschland, wo lediglich von Aufklärung und Empfindsamkeit erfasste Kreise zögernd nachkommen, wird die neu entdeckte Dyade zu einem sowohl affektiv hochbesetzten als auch nachhaltigen Sozialisationseindruck im bürgerlichen Leben. Die Innigkeit der primären Einheit zeigt sich zumal an der ausgedehnten Stillzeit, die wenigstens bis zur Zahnung, oft aber bis zu anderthalb Jahren, wenn nicht noch länger dauerte.

Einen ebenso nachhaltigen Sozialisationseindruck hinterlässt das wahrhaft schlagartige Einsetzen der ›Erziehung‹. Ihr Auftakt mit vorzeitiger sowie unnachgiebiger Reinlichkeitsdressur ist sicher nicht zufällig. Im Gegenteil weist alles darauf hin, dass der restriktionsfreie Anfang drastisch an dem Punkt endet, wo Kinder einen eigenen Willen artikulieren wollen. Die Beurteilung des kindlichen Eigensinns fällt selbst bei denjenigen Pädagogen, welche den traditionellen Dirigismus ablehnen, fast durchweg negativ aus. Noch rigoroser werden in der Alltagspraxis trotzig Selbstbehauptung und gar Wutanfälle oder aggressive Akte mit verständnisloser Schärfe unterdrückt.

Die Auswüchse autoritärer Erziehung einerseits, ihre Zuspitzung im Vater-Sohn-Konflikt andererseits haben psychoanalytische Untersuchungen eindrücklich erläutert; um jedoch das Dramatische des Sozialisationsverlaufs richtig einzuschätzen, müssen wir den ideologiekritischen Blickwinkel einnehmen, dass die Familie für die bürgerliche Gesellschaft eine Gegenwelt des heilen Naturzustands symbolisiert.⁸¹ Als natürliche Existenzen innerhalb der gesellschaftlichen Entfremdung sollen Frauen samt Kindern die Möglichkeit einfacher Identität und Interessenharmonie vorleben. Diese festgelegte Auffassung der Kleinfamilie ist von innen her bedroht, sobald Spannungen zwischen den Mitgliedern aufgrund divergierender Interessen offenkundig werden.

81 Horkheimer (1936), S. 60; Institut für Sozialforschung (1956), S. 117

Je stärker der Zug aggressiver Selbstbehauptung am bürgerlichen Sozialcharakter hervortritt, ohne dass dies ins Bewusstsein kommen darf, desto massiver wird jedes Anzeichen von Egoismus im Reservat der Familie unterdrückt. Hierzu zählen anscheinend sogar die kindlichen Verselbständigungstendenzen. Das fanatische Moment damaliger Erziehungsmaßnahmen, besonders gegenüber dem männlichen Nachwuchs, ist mit ödipaler Rivalität nicht erklärt. Es lässt sich eigentlich nur begreifen, wenn man annimmt, dass der Vater im Aggressions- und Konkurrenzverhalten seines Sohns immer auch jenes negative Selbstbild verfolgt, das er herauszustellen genötigt ist. Seine pädagogischen Eingriffe verfolgen die Spuren des Bösen, um die gute Natur wenigstens der Innerlichkeit zu erhalten. Aber indem er im Namen der aufklärerisch-empfindsamen Moral Herrschaft ausübt, praktiziert er paradoxerweise gerade das Sozialverhalten, das er bezwingen will.

Die forcierte Auseinandersetzung um Anpassung mag hauptsächlich durch die verstärkte Mutterliebe gemildert worden sein. Max Horkheimer hat hervorgehoben, dass die Mutter ihrem Kind emotionalen Schutz geboten und damit zur Stärkung seines Selbstvertrauens beigetragen hat.

Es fühlte, dass die Mutter seine Liebe erwiderte, und irgendwie zehrte es von diesem Fundus an Gefühl sein ganzes Leben lang. Die Mutter, die von der Gemeinschaft der Männer abgeschnitten und trotz ihrer Idealisierung in eine abhängige Situation gezwungen war, repräsentierte ein anderes Prinzip als das der Realität; sie konnte wahrhaft mit ihrem Kind utopischen Träumen nachhängen, und sie war seine natürliche Verbündete, ob sie dies wünschte oder nicht. Es gab also im Leben des Kindes eine Macht, die es ihm erlaubte, mit der Anpassung an die äußere Welt zugleich seine eigene Individualität zu entwickeln. Zusammen mit dem Umstand, dass die ausschlaggebende Autorität im Hause vom Vater ausging und sich wenigstens bis zu einem gewissen Grad auf geistigem Wege durchsetzte, verhütete die Rolle der Mutter, dass sich diese Anpassung zu plötzlich und total und auf Kosten der Individuation vollzog.⁸²

Sicherlich hat mütterliche Zuneigung zumindest die schlimmsten Auswirkungen der repressiven Erziehung verhindert, doch sie als eine alternativ wirksame »Macht« anzusehen hieße das reale Ungleichgewicht in der Familienkonstellation unterschätzen. Unverkennbar ist das affektive Bündnis von der gemeinsamen Unterordnung unter die Autorität des Familienoberhaupts

82 Horkheimer (1949), S. 386

bestimmt. Eine Frau, die mit ihren Kindern das Schicksal von Idealisierung und Abhängigkeit teilt, ist kaum imstande, ihnen eine mächtige Verbündete zu sein. Um das familiäre Machtgefälle effektiv ausbalancieren zu können, müsste ihr zuvor die Emanzipation aus der unselbständigen Stellung gelingen. Ansonsten braucht sie die Kinder mehr oder weniger als natürliche Verbündete für ihre eigene Selbstbehauptung und gründet mit ihnen eine Notgemeinschaft der Abhängigen im Schatten des ›Familienvaters‹. Diese Gleichstellung von Mutter und Kind ebnet aber den Generationenunterschied zwischen beiden ein, weil das Kind unbewusst für Funktionen beansprucht wird, welche das asymmetrische Verhältnis zwischen den Erwachsenen nicht erfüllt. Dass Mütter ihre Kinder zu eng an sich binden, wurde seinerzeit schon häufig moniert. Tatsächlich bedeutet die freigesetzte Zärtlichkeit, falls sie auf ihre primäre Gestalt fixiert bleibt, selbst wieder eine Gefährdung für Individuation, denn Überbeanspruchung beeinträchtigt ebenso wie Restriktion das Gedeihen eigenständiger Identität.

Die Bemerkungen zur familialen Sozialisation problematisieren das von Habermas propagierte Verständnis. Sie berechtigen vielmehr zu der Annahme, dass die historische Ausprägung der Kleinfamilie mit ihren schlecht vermittelten Interaktionsformen ein pathogenes Milieu darstellt, das eine normale Verinnerlichung der kardinalen Identifikationen, also den Aufbau eines ichgerechten Über-Ichs, erschwert. Man könnte sogar überlegen, ob sich die Eigenart der bürgerlichen Doppelidentität nicht auf die genannten Sozialisationskennzeichen zurückführen lässt. Das infolge stark differierender Elternrollen widerspruchsvolle Beziehungsmuster macht geglückte psychische Synthesierungen unwahrscheinlich; eher sind bloße Überlagerungen der Identifikationen aus der narzisstischen und ödipalen Vorgeschichte zu erwarten. Die ideologische Doppelidentität, in der repressive Selbständigkeit und übersteigertes Idealbild verklammert sind, korreliert auffällig mit einer solch unausgewogenen Kombination der Über-Ich-Anteile. Diese defizitäre Integration, welche eingeschränkte Ich-Leistungen wie Empathie oder Diskursfähigkeit mit sich bringt, müssen wir jedenfalls unterstellen, damit auch sozialisationsgeschichtlich erklärbar wird, weshalb der eingeleitete Emanzipationsprozess in die Sackgasse privatautonomer Selbstbehauptung gerät.

5.3.2

Bevor ich ein anders gewichtetes Modell bürgerlicher Subjektivität ausführe, möchte ich noch auf Habermas' Beschreibung von literarischer und politischer Öffentlichkeit eingehen.

Seine Meinung zur »publikumsbezogenen Subjektivität«⁸³ setzt eine funktionsfähige literarische Öffentlichkeit voraus, denn nur unter der Bedingung, dass das Lesepublikum die im privaten Umgang entdeckte Menschlichkeit anhand ihrer literarischen Ausformungen reflektiert und sich praktisch aneignet, ist dem kulturell gültigen Menschenbild eine dynamische Signifikanz für den gesellschaftlichen Fortschritt zuzusprechen.

In welchem Umfang Öffentlichkeit funktionsfähig war, ist jedoch nicht einmal unter Soziologen entschieden. Habermas überträgt das in den ursprünglichen Aufklärungskreisen übliche Raisonement auf die gesamte Bildungsepoche, indem er behauptet, der enge Kontakt zwischen Autoren und Publikum habe sich erst »etwa seit dem Naturalismus«⁸⁴ gelockert. Er verweist dabei auf eine Feststellung Arnold Hausers, wonach die literarisch Tätigen seit Mitte des 19. Jahrhunderts als eigene, sozial freischwebende Gruppe auftreten, sich strikt gegen das etablierte Bürgertum abgrenzen und ihre gesellschaftliche Außenseiterrolle durch Elitebewusstsein überkompensieren.⁸⁵ Allerdings finden wir bei Hauser selbst schon registriert, dass keineswegs erst standesmäßige Intellektuelle, sondern bereits romantische Schriftsteller in permanenter Spannung zum Publikum stehen, ja dass sich solche Spuren misslungener Integration mit literarischen Dokumenten bis zu den Anfängen bürgerlicher Aufklärung zurückverfolgen lassen.⁸⁶ Auch Lewis Coser tendiert dazu, den lebendigen Austausch subjektiver Erfahrungen auf den Modus der Kaffeehausliteratur einzuschränken sowie die beginnende Entfremdung zwischen Autor und Publikum am Aufbau des professionellen Journalismus festzumachen:

As writing became a more specialized and self-conscious activity, subject to stricter canons of craft and technique, it was no longer sufficient for the writer to talk to a mixed audience of professionals and laymen; he sought

83 Habermas (1962), S. 43 und allenthalben.

84 Habermas (1962), S. 209

85 Hauser (1953), S. 89off.

86 Hauser (1953), S. 672f., 891, 559

the company of his peers. And so, in the age of Johnson, the informal gathering of a stable coterie of friends and peers, the »club«, began to displace the free-for-all of the coffeehouses of the age of Addison and Steele. The writer and his audience again grew apart [...]. From then on, communication between author and public was no longer immediate and personal; it was increasingly mediated through monthly magazines and quarterly reviews, which began their ascendancy at roughly the same time as the decline of the coffeehouse.⁸⁷

Unter literaturgeschichtlichem Gesichtspunkt ist eine anhaltende Funktionsfähigkeit der literarischen Öffentlichkeit noch mehr zu bezweifeln. Die Entwicklung des Buchmarkts in ihrer dialektischen Bedeutung für den öffentlichen Diskurs haben bereits die Zeitgenossen richtig erkannt. Auf der einen Seite kann, wie neben anderen Jean Paul⁸⁸ hervorhob, öffentliche Meinungsbildung ohne rasche und weitreichende Verbreitung des gedruckten Wortes nicht überregional wirksam werden. Mit Presse und Literatur ist ein Informationssystem vorhanden, das über Staatsgrenzen hinweg »eine Universalrepublik, einen Völkerverein oder eine Gesellschaft Jesu im schönern Sinne oder humane society«⁸⁹ stiftet, dank weltweiter Verflechtung auf geistigem Gebiet die nationalen Partikularitäten relativiert, folglich staatsbürgerliche Erziehung durch kosmopolitische Menschenbildung ablöst.

Die Kehrseite des effizienten Buchmarkts hat Friedrich Nicolai scharfsichtig beschrieben.⁹⁰ Dadurch dass berufsmäßige Verleger oder »Übersetzungsentrepreneure« das Literaturgeschäft übernehmen und nach kapitalistischem Prinzip organisieren, durchkreuzen ihre Interessen jede an Aufklärung orientierte Kommunikation. Denn ein Buchhändler verfolgt ja Verkaufsstrategien, gehorcht der Tauschwertlogik, was in der Praxis besagt, er vergibt für Tagelohn Auftragsarbeiten an Schriftsteller, bezahlt ihnen »zuverlässige Nachrichten von Dingen, die man nicht gesehen hat, Beweise von Dingen, die man nicht glaubt, Gedanken von Sachen, die man nicht versteht«⁹¹, oder beutet Bildungskapazitäten aus für »fabrikmäßige« Übersetzungen irgendwelcher Texte, um sein Messekontingent aufzustocken. Am Konsumentenge-

87 Coser (1965), S. 24f.

88 Jean Paul V 549f.

89 Jean Paul V 550

90 Nicolai (1773), S. 55-77

91 Nicolai (1773), S. 61

schmack ausgerichtetes Verlegerinteresse läuft einer auf Bildung zielenden Autorenintention zuwider.

Daher kommt es, dass so oft Autor und Verleger, bei dem besten beiderseitigen Willen, sich nicht vereinigen können. Jener will den innern Wert seines Buchs verkaufen, dieser will bloß eine Wahrscheinlichkeit des Absatzes kaufen.⁹²

Im literarischen Betrieb, wo Unternehmer »marktgängige Ware« herstellen und vertreiben, sind Literaten zu entfremdeter Arbeit gezwungen oder aber auf einen kleinen Kreis eingeschränkt. Die Abgeschiedenheit der Fachgelehrten sowie ihre selbstbezogene Wissenschaftsauffassung zeigen das Stagnieren der Aufklärung am deutlichsten.

Nicolais Schilderung des Buchwesens konnte gerade im sozio-ökonomisch rückständigen Deutschland so klar ausfallen, weil sich die Entwicklung der literarischen Produktion vor dem Hintergrund der sonstigen Produktionsweise abhob. Das eindringliche Bild von Gegebenheiten des Jahres 1773 heißt uns auch in Rechnung stellen, dass die literarische Öffentlichkeit vom einsetzenden Prozess der Arbeitsteilung und Vermarktung nicht unberührt geblieben ist. Was Nicolai kritisiert, dürfte sogar wesentliche Veränderungen bezeichnen. Zunächst bleibt der Aggregatzustand der Aufklärungsöffentlichkeit, wie er zu Anfang des 18. Jahrhunderts an einigen Orten existiert hat, nicht erhalten. Schriften, welche die direkte Meinungsbildung repräsentieren und anderen Diskussionsforen übermitteln, verlieren ihre Bedeutung an eine dem Buchmarkt verpflichtete literarische Produktion und Rezeption. Der Umsatz von Unterhaltungsware überwiegt das im Umlauf befindliche aufklärerische Bildungsgut bei Weitem. Ferner wird der Abstand zwischen Autoren und Lesern größer, die Möglichkeit kritischer Rückkoppelung geringer. Die zur literarischen Intelligenz zusammentretende Zunft der Dichter und Denker sieht sich vom großen Lesepublikum isoliert und reagiert auf den vorbewusst empfundenen Desintegrationsprozess mit narzisstischem Rückzug in die Idealität. Sie immunisiert sich gegen die übrigen Gruppen noch innerhalb ihrer eigenen Klasse, ist für deren Lebensfragen unzugänglich, geht überhaupt zur Alltagspraxis in vornehme Distanz. Ihre soziale Identität stabilisiert sie durch ein Elitebewusstsein, das sich freilich seltener darauf beruft, progressive Spitze der Emanzipationsbewegung zu sein, als vielmehr

92 Nicolai (1773), S. 69

prätendiert, den Inbegriff des Menschen zu vertreten.⁹³ Unter der Hand wandeln sich bürgerliche Diskussionsorte von Foren kulturräsonierender Öffentlichkeit zu exklusiven Zirkeln.

Gewiss werden diese Züge erst Ende des 19. Jahrhunderts eklatant, weshalb es historisch nicht richtig wäre, vorher den Warencharakter der Kultur, die Dissoziation der Intellektuellen oder die Reklamation echter Bildung als Statusmerkmal ausschließlich zu betonen. Dass solche Momente bereits in der Bildungsepoche selbst wirksam sind, darf man aber umso weniger ignorieren, als sich Beschreibungen im Sinne Nicolais literaturgeschichtlich erwiesenermaßen am Ausgang des 18. Jahrhunderts häufen. Christa Bürger hat die Hauptpunkte daraus zusammengefasst:

Der Zerfall der Einheit der literarischen Öffentlichkeit äußert sich im Bereich der Kritik als Kampf rivalisierender literarischer Zirkel um Marktanteile und künstlerische Anerkennung, auf der Ebene der Rezeption als Auseinanderfallen des Publikums in eine Elite kompetenter Leser und eine Masse bloßer Literaturkonsumenten. Dass diese negative Entwicklung mit den materiellen Rahmenbedingungen der Literaturproduktion und -rezeption, dem literarischen Markt, im Zusammenhang steht, ist eine Einsicht, die ebenso allgemein akzeptiert war wie die Skepsis hinsichtlich der Verbreitungsmöglichkeiten einer (ständeübergreifenden) Aufklärung.⁹⁴

Außerdem gibt das Scheitern der literarischen Öffentlichkeit den Anstoß zur Institutionalisierung des autonomen Kunstbegriffs. Schon deshalb passt die danach konzipierte klassisch-romantische Literatur nicht ins Bild einer öffentlich ausgetragenen Meinungsbildung.

5.3.3

Für Habermas ist die Einheit der Öffentlichkeit dadurch verbürgt, dass das poetisch verfasste Humanitätsideal allenthalben im politischen Diskurs beansprucht wird. Den ideologiekritischen Nachweis, dass das Ideal der intentionale Kern bürgerlicher Politik und nicht etwa ihr Alibi ist, bleibt er schuldig.⁹⁵

93 Siehe dazu Abschnitt 6.3.5.

94 Bürger (1980), S. 189; siehe auch die anderen Aufsätze des Sammelbandes.

95 Skeptische Einsichten dazu finden sich verstreut schon seinerzeit. Erinnert sei hier nur an eine Sentenz Johann G. Seumes: »Das Schild der Humanität ist die beste, sicherste Decke der niederträchtigsten öffentlichen Gaunerei.« (Seume (1806), S. 242).

Seine Einschätzung der politischen Öffentlichkeit hat denn auch entschiedene Gegenreden aus unterschiedlichsten Wissenschaftslagern hervorgerufen. Wolfgang Jäger formuliert speziell in Bezug auf den Parlamentarismus eine Reihe von überprüfenswerten Einwänden.⁹⁶ Er hält es für unzulässige Stilisierung, wenn Habermas die legislative Instanz des Rechtsstaats einzig unter dem Aspekt rationaler Meinungsbildung erörtert, hingegen ihre realen Funktionen für die bürgerliche Gesellschaft unbeachtet lässt.⁹⁷ Die Behauptung, unabhängige Abgeordnete hätten in öffentlicher Debatte einen vernünftigen Konsens angestrebt, ist für Jäger eine alte Legende ohne historische Grundlage. Die Geschichtsforschung tendiere heute zur Ansicht, ein derartiges Bild parlamentarischen Lebens habe »zu keiner Zeit« gestimmt. Sogar in der Blütezeit des britischen Parlaments hätten die Auseinandersetzungen der Deputierten auf pragmatische Kompromisse zwischen den konfligierenden Einzelinteressen gezielt, die manifest durch pressure groups und Wahlkreiseingaben lanciert wurden.⁹⁸

Der Vorwurf einer überzogenen Selektion und Stilisierung wiederholt sich bei Betrachtung der außerparlamentarischen Öffentlichkeit. Habermas hatte vorweg seinen Untersuchungsgegenstand auf das liberale Moment eingegrenzt und plebejische Öffentlichkeitsformen vernachlässigt, weil jene bloß kurzfristig aufgetreten seien beziehungsweise als illiterate Variante der bürgerlichen Öffentlichkeit behandelt werden könnten.⁹⁹ Falls diese Begründung aber nicht Stich hält, dann ist die Zeichnung des liberalen Publikums unvollständig. Nun war – wie Jäger hervorhebt – das London des 18. Jahrhunderts nicht nur eine Stadt von Kaffeehäusern, in denen Privatleute über Kunst und Politik räsonierten, sondern erlebte vielfach Massenversammlungen, Streiks sowie Unruhen.

Die aus sozialen Anlässen, im Zusammenhang mit dem Hass gegen Iren und Katholiken, mit Freiheitsliebe und Xenophobie auflodernden politischen Leidenschaften und Tumulte wurden nicht selten von Politikern des gehobenen Mittelstandes inszeniert und ausgenutzt. In der Zeit Walpoles machten sie sogar einen wichtigen Teil der Politik der Londoner City in der

96 Jäger (1973). Für weitere Diskussionspunkte sowie Habermas' Konzessionen vgl. Calhoun (1992).

97 Jäger (1973), S. 49, vgl. S. 53

98 Jäger (1973), besonders S. 18ff. und 25f.

99 Habermas (1962), S. 8

Auseinandersetzung mit der Regierung aus. Die Politik des 18. Jahrhunderts ist ohne diese »plebejische Öffentlichkeit« nicht zu verstehen – sie bildete einen wichtigen Teil der außerparlamentarischen Öffentlichkeit überhaupt.¹⁰⁰

Noch weniger überzeugt es, wenn die revolutionären Bestrebungen der französischen Unterschichten in ihrer Bedeutung herabgesetzt und in ihrer Eigenart retuschiert werden müssen, um sie für die Intentionen bürgerlicher Öffentlichkeit zu vereinnahmen. Aufgrund dessen nennt Ulf Milde die Eingrenzung der Untersuchung auf das Raisonnement des gebildeten Publikums eine *petitio principii*, weil das liberale Modell bloß Gestalt annimmt, indem gewisse Aspekte rigoros ausgeklammert oder subsumiert werden. Der allgemein repräsentative Stellenwert der liberalen Öffentlichkeit ist unhaltbar, sobald man den plebejischen Ansatz nicht als ihre illiterate Variante ansieht, sondern als Protest der nicht vertretenen Bevölkerung gegen die Unterdrückung ihrer Ansprüche in der sogenannten öffentlichen Meinung.¹⁰¹ Für Habermas ist die Öffentlichkeit »in jener Phase des Kapitalismus glaubwürdig«, da das liberale Dogma, jeder könne Besitz sowie Bildung und damit Zugang zum Publikum erwerben, weithin Glauben fand.¹⁰² Das Argument behält aber etwas Sophistisches angesichts des Tatbestands, dass sogar die politisch-rechtliche Gleichstellung aller Bevölkerungsgruppen ohne Ansehung von Geschlecht, Rasse oder Stand, die seit Beginn des 18. Jahrhunderts zur Diskussion anstand, nur sehr allmählich und teilweise erst auf verschärften gesellschaftlichen Druck hin debattiert und ratifiziert wurde. Darüber hinaus ist, Milde zufolge, die Darstellung einer funktionsfähigen Öffentlichkeit, welche die rationale Auflösung von Herrschaft anstrebt, lediglich deshalb möglich, weil die auf Privateigentum gegründeten Herrschaftsverhältnisse bei der Einschätzung der Demokratisierungsprozesse nicht ausreichend gewürdigt werden.¹⁰³

100 Jäger (1973), S. 22

101 Milde (1974), S. 47

102 Habermas (1962), S. 110

103 Milde (1974), S. 52: »Das Modell einer identischen bürgerlichen Öffentlichkeit zu rekonstruieren, deren Inbegriff Herrschaftsfreiheit und Vernunft bilden, gelingt Habermas nur dadurch, dass er die Basis der bürgerlichen Klassenherrschaft, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, für unpolitisch erklärt. Die Sphäre der gesellschaftlichen Arbeit gilt ihm in Bezug auf die Frage von Herrschaft als neutral.«

Tatsächlich engt Habermas seine Betrachtung auf staatliche Herrschaft ein und vermittelt den Eindruck, die Kritik sozialer Gewalt ließe sich vertagen, bis sie mit der ›Arbeiterfrage‹ unausweichlich thematisiert wird. Genau so fügt er nämlich Marx' Ideologiekritik in seinen Argumentationsgang ein. Sie erscheint als Reklamation der etablierten bürgerlichen Öffentlichkeit unter Berufung auf inzwischen unüberhörbare Forderungen der besitz- und bildungslosen Klasse. Offensichtlich ist aber soziale Gewalt weder zeitlich noch inhaltlich auf die Ausbeutung des Arbeiters seit der Industrialisierung beschränkt. Wie immer unscheinbar ihre Präsenz im bürgerlichen Privatleben selber auch sein mag, man wird sie dennoch bis zum vermeintlichen Ort der »gestaltlosen Menschlichkeit«¹⁰⁴ zurückverfolgen müssen.

5.3.4

Die angesprochenen Unstimmigkeiten in Habermas' Porträt bürgerlicher Öffentlichkeit haben Konsequenzen für das Subjektivitätsmodell, da sie den exemplarischen Status der ideologisch enggeführten Doppelrolle bestreiten. Die im Privatmann personifizierte Identität macht zwar einen repräsentativen Inhalt des Alltagsbewusstseins aus, verlangt jedoch den einzelnen Menschen selbst bürgerlicher Herkunft ein stark differierendes Maß an Versagung und Verdrängung ab, denn das ideale Selbstbild kann derjenige, der objektiv die beiden Rollen des Privateigentümers und Menschen versieht, mit ungleich geringerem Aufwand leben als einer, der es nur sekundär über Identifizierung erreicht.

Mildes Rezension enthält auch eine Anregung für ein revidiertes Modell der subjektiven Struktur, das solche Überlegungen einbezieht. Er gibt zu bedenken, dass bei Karl Marx einerseits die »für die historische Dialektik der bürgerlichen Gesellschaft relevante Doppelrolle« nicht die von bourgeois und homme, sondern die von citoyen und homme ist, andererseits diese zwei Identitätskonzepte im Widerspruch sind, weil »der Mensch, der immer schon als Eigentümer verstanden wird, als Einzelwesen aufgefasst wird, das ›im anderen Menschen nicht die Verwirklichung, sondern vielmehr die Schranke seiner Freiheit findet‹.«¹⁰⁵ Obwohl keineswegs jedes utopische Ideal, das damals im Namen von ›fraternité‹, ›universal benevolence‹ oder ›Weltbürgertum‹ anvisiert wurde, schlicht als heroische Illusion der aufstrebenden Klas-

104 Habermas (1962), S. 107

105 Milde (1974), S. 52 unter Bezug auf Karl Marx, *Zur Judenfrage* (1843).

se eingestuft werden darf, ist Mildes Hinweis wichtig, denn er bringt alle drei Diskurselemente ins Spiel, über die man seinerzeit zur Identitätsbestimmung verfügte. Habermas verkürzt die Marx'sche Verwendung der Begriffe, indem er sich auf den programmatischen Aspekt von *citoyen* im Sinn des Gesellschaftsbürgers einer sozialistischen Öffentlichkeit beschränkt, der für die liberale Ära nicht thematisch gewesen sei.¹⁰⁶ Hingegen entfaltet die normative Rekonstruktion der Begriffstrias nach Marx ihre ganze historische Bedeutung erst, wenn *citoyen* in der Funktion eines historisch-kritischen Terminus eine Beurteilung der effektiven Verfassung bürgerlicher Subjektivität leistet. Während bei Habermas *bourgeois* und *homme* als Relation von partikularer und universalistischer Komponente erscheinen, impliziert das Verdikt des jungen Marx gegen die vom Staat abgesetzte bürgerliche Gesellschaft, dass sie eine Identitätsentwicklung zum *citoyen* unterdrückt und *stattdessen* die ideologische Doppelidentität *bourgeois/homme* hervortreibt, oder – in seinen eigenen Worten –,

dass also der *citoyen* zum Diener des egoistischen *homme* erklärt, die Sphäre, in welcher der Mensch sich als Gemeinwesen verhält, unter die Sphäre, in welcher er sich als Teilwesen verhält, degradiert, endlich nicht der Mensch als *citoyen*, sondern der Mensch als *bourgeois* für den *eigentlichen* und *wahren* Menschen genommen wird.¹⁰⁷

106 Habermas (1962), S. 195

107 Karl Marx, *Zur Judenfrage* (1843), zit. bei Milde (1974), S. 52.